

„Übergänge gestalten – Spielräume nutzen“

Lokales Übergangsmanagement von der Schule in die Arbeitswelt

November 2007

Inhalt

Titelthema:

Schule zu Ende und dann? Jeder zweite Hauptschüler landet in Übergangssystemen 1

Podiumsrunde: „Lokale Handlungsspielräume nutzen – was ist Ihr Beitrag?“ 3

Vier Erfolgsfaktoren für lokales Übergangsmanagement 4

„Konzentrierte Kaffeehausatmosphäre für 500 Kongressteilnehmer“ – Intensive Diskussionen in kleiner Runde 5

Ergebnisse der Foren:

Forum 1: Übergangsmanagement in der Kommunalpolitik 6

Forum 2: Prozess- bzw. Übergangsbegleitung 7

Forum 3: Lokale Datenerfassung und Monitoring ... 7

Forum 4: Kooperationen in der Berufsorientierung 7

Forum 5: Berufliche Schulen im Übergangssystem 8

Teilnehmerliste **Beileger**



Schule zu Ende und dann? Jeder zweite Hauptschüler landet in Übergangssystemen

Fachkongress der Bertelsmann Stiftung in symbolträchtigem Rahmen

Schule, Ausbildung, Facharbeit – so sah er bislang aus, der Königsweg ins Arbeitsleben. Doch mittlerweile verläuft der Übergang nach neun oder zehn Jahren Schulpflicht ins Ausbildungs- und dann ins Berufsleben nur noch bei wenigen so glatt. Zwar haben Jugendliche im Alter von 15 oder 16 Jahren ihre Schulpflicht abgeleistet. Doch über die Hälfte aller Hauptschüler landet in Übergangsmaßnahmen, findet keinen Anschluss nach dem Abschluss. Seit Jahren schon beschäftigt sich die Bertelsmann Stiftung mit der Integration junger Menschen in die Arbeitswelt. Am Donnerstag, den 11. Oktober 2007, lud sie rund 500 Fachleute aus den unterschiedlichsten Bereichen – Schulen, Jugendämter, Unternehmen, Arbeitsagenturen, Verbände, Institute, Kammern, Gewerkschaften – ins Essener Weltkulturerbe „Zeche Zollverein“ zum Kongress „Übergänge gestalten – Spielräume nutzen. Lokales Übergangsmanagement von der Schule in die Arbeitswelt“.

„Die Menschen bauen zu wenige Brücken und zu viele Mauern.“ Dieses Zitat von Isaac Newton wählte Dr. Johannes Meier, Mitglied des Vorstands der Bertelsmann Stiftung, für seine Eröffnungsrede „Handlungsspielräume im Übergangsmanage-

ment“. Brücken zu bauen zwischen den verschiedenen Beteiligten ist zentrales Anliegen der Bertelsmann Stiftung. Denn so unterschiedlich die Aufgaben der einzelnen Institutionen auch sein mögen, ein Ziel eint sie: Die Integration junger Menschen

ins Arbeitsleben. Dass es sich lohnt, für die Chancen jedes einzelnen Jugendlichen zu kämpfen, verdeutlichte Dr. Johannes Meier eindrucksvoll an einem Beispiel: Bei der Verleihung des Carl Bertelsmann-Preises 2005 an das Hamburger Haupt-

schulmodell lernte er eine junge Türkin kennen, die nach ihrem Schulabschluss eine sehr schlechte Prognose für einen Einstieg in die Berufswelt hatte. „Dann aber bekam sie ein Praktikum bei einem Zahnarzt“, erzählte Meier. „Anschließend erhielt sie einen Ausbildungsplatz – unabhängig von ihrem Abschluss.“ Heute, zwei Jahre später, macht die junge Frau in der Abendschule das Abitur nach. Danach will sie Zahnmedizin studieren.

„Wartesaal der Armut“

Zugegeben: Ein Ausnahmebeispiel. Aber es zeigt auch, wie wichtig es ist, jungen Menschen – auch vermeintlich schlecht ausgebildeten – eine Chance zu geben. Denn die tatsächlichen Anschlüsse der Hauptschulabsolventen sehen meist anders aus. Über 50 Prozent der Hauptschüler mit Abschluss landeten zuletzt in Maßnahmen des Übergangssystems, bei denjenigen ohne Abschluss lag die Quote sogar bei über 80 Prozent. Ebenfalls über 50 Prozent lag der Anteil der Altbewerber an allen der Bundesagentur für Arbeit gemeldeten Stellenbewerbern. Eine Quote, die in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen ist.

„Es ist ein Skandal, dass über die Hälfte aller Hauptschüler in Übergangssystemen landet“, sagte Dr. Johannes Meier. 15- bis 25-Jährige, die keine Ausbildung hätten, verschwänden ja nicht irgendwann vom Markt. „Sie landen im Wartesaal der Armut“, warnte Meier eindringlich. Die unterschiedlichen Zwischenschritte der Jugendlichen auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung können vielleicht helfen, die Jugendlichen besser auf die Anforderungen der Arbeitswelt vorzubereiten. Sie bergen aber auch das Risiko, dass die Heranwachsenden in Maßnahmekarrieren geraten, die sie beim Einstieg ins Berufsleben nicht voranbringen. Zwar ist 2007 das Angebot an Ausbildungsstel-

Editorial

Unser Fachkongress „Übergänge gestalten – Spielräume nutzen“ hat Spuren hinterlassen: Zahlreiche durchweg positive Rückmeldungen von Teilnehmern haben uns seitdem erreicht und uns darin bestätigt, mit diesem Format einen guten Weg beschritten zu haben.

Es würde mich freuen, wenn die Veranstaltung auch Ihnen dazu gedient hat, neue Kontakte zu knüpfen, Einsichten zu gewinnen und neue Kraft für die ja doch oft hindernisreiche Arbeit im Übergangsmanagement zu sammeln.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre mit diesen Kongress-Impressionen und vor allem viel Erfolg bei Ihrer weiteren Arbeit!

Ihr Johannes Meier



Dr. Johannes Meier, Bertelsmann Stiftung





len so groß wie noch nie seit der Wiedervereinigung, dennoch landet jeder zweite Hauptschüler nach Verlassen der Schule in einem Übergangssystem. Durchschnittlich 19 Jahre alt sind die jungen Erwachsenen beim Eintritt in die Berufsausbildung. „Diese Situation ist für eine Gesellschaft auf Dauer nicht tragbar“, so Meier.

Aufgrund der demographischen Entwicklung „werden wir in den nächsten ein bis zwei Generationen etwa ein Drittel der Erwerbstätigen verlieren“, stellte Meier fest. Dagegen zeichne sich eine solche Entwicklung in anderen Ländern, beispielsweise in den USA, nicht ab. Eben deshalb müsse besonderes Augenmerk auf den Nachwuchs gerichtet sein. Gesellschaftliche und individuelle Problemlösungen müssten gefunden werden. Denn eine Regelung, die für alle funktioniert, gäbe es nicht, so Meier.

Mangel an Transparenz

Die Praxis zeigt, dass große Handlungsspielräume für die Akteure aus Verwaltung, Kammern, Wirtschaft und Schulen bestehen, die in sehr unterschiedlicher Weise genutzt werden. „Vierorts gibt es bereits gute und sinnvolle Ansätze – Mangel herrscht jedoch zum einen an Transparenz über diese Aktivitäten, zum anderen an deren Einbettung in einen größeren, systemischen Zusammenhang und schließlich auch ganz schlicht an der Verbreitung dieser Ansätze“, schreibt Dr. Johannes Meier in seinem Vorwort zum „Leitfaden lokales Übergangsmanagement“, den die Bertelsmann Stiftung jetzt herausgegeben hat.

Europaweite Lissabon-Strategie

Das Thema „Übergang von Schule zu Beruf aus europäischer Sicht“ wurde von einer Expertin beleuchtet: Hélène Clark, Referatsleiterin in der Brüsseler Generaldirektion Beschäftigung, Soziale Angelegenheiten und Chancengleichheit der Europäischen Kommission, ordnete die Situation von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den europäischen Rahmen ein. So sehe die so genannte Lissabon-Strategie eine grundsätzliche Erhöhung der Erwerbsbeteiligung insbesondere von jungen Menschen, Frauen und älteren Arbeitnehmern vor. Es sei ein erklärtes politisches Ziel des Europäischen Rates, die Zahl der Schulabbrecher in den Ländern der Gemeinschaft bis 2010 auf zehn Prozent eines Jahrgangs zu senken.

Noch ehrgeiziger angesichts der Realität erscheine die Forderung, bis Ende 2007 jedem arbeitslosen Schulabgänger innerhalb von sechs Monaten eine Arbeitsstelle, eine Ausbildung oder eine berufsvorbereitende Maßnahme anzubieten. „Von diesen Zielen ist man aber in Europa und damit auch in der Bundesrepublik noch ein gutes Stück entfernt“, räumte Clark ein. Dennoch: „Die Beschäftigungssituation Jugendlicher in Deutschland ist im europäischen Vergleich recht gut. Die Beschäftigungsquote junger Menschen zwischen 15 und 24 Jahren liegt mit 43 Prozent sechs Prozentpunkte über dem europäischen Durchschnitt.“ Und auch die Arbeitslosenquote dieser Altersgruppe liege mit 14 Prozent dreieinhalb Prozentpunkte unter dem europäischen

Durchschnitt. Trotzdem seien die Zahlen alarmierend: Der Abstand zwischen der allgemeinen Arbeitslosenquote und der Jugendarbeitslosenquote sei 2006 in keinem Mitgliedsstaat so niedrig gewesen wie in Deutschland.

Deutschland muss Beschäftigungsmöglichkeiten für Jugendliche verbessern

Daher habe der Europäische Rat Deutschland im Rahmen der Lissabon-Strategie auf seinem Frühjahrsgipfel ausdrücklich aufgefordert, die Beschäftigungsmöglichkeiten für Jugendliche zu verbessern. „Denn obwohl Deutschland im europäischen Vergleich noch eine gute Performance aufweist, haben sich die Zahlen zwischen 2000 und 2005 verschlechtert und Deutschland hat seinen Vorsprung etwas verloren“, erklärte Clark. So sei die Arbeitslosenquote Jugendlicher zwischen 2000 und 2005 um sieben Prozentpunkte gestiegen, während sie im europäischen Durchschnitt tendenziell stagnierte. Der Anteil der Langzeitarbeitslosen an allen arbeitslosen Jugendlichen sei parallel dazu gestiegen, während er im europäischen Durchschnitt sank.

Besonders auffallend sei in Deutschland die überdurchschnittlich hohe Arbeitslosenquote gering Qualifizierter. Zum Vergleich: 18,3 Prozent aller Arbeitslosen in Deutschland im Jahre 2006 waren gering qualifiziert, europaweit lag der Anteil durchschnittlich bei 11,8 Prozent. „Der Graben zwischen der Arbeitslosigkeit gering Qualifizierter und der allgemeinen Arbeitslosenquote hat sich in den vergangenen Jahren stetig vergrößert und ist auch in Phasen des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht kleiner geworden“, so das Resümee Clarks.

Förderung durch EU

Mit Mitteln des Europäischen Sozialfonds (ESF) sollen daher in der Zeit von 2007 bis 2013 auch verstärkt Programme unterstützt werden, die für das Übergangsmanagement relevant sind. Dieser Fonds besteht seit 50 Jahren. „Er ist das zentrale Finanzinstrument der EU, um in Humankapital und insbesondere in berufliche Bildung zu investieren“, erklärte Hélène Clark. Jugendliche würden über den ESF traditionell in besonderem Maße unterstützt. „In der auslaufenden Förderperiode 2000 bis 2006 haben wir über zwei Millionen Jugendliche erreicht, das sind knapp 50 Prozent aller geförderten Teilnehmer“, so Clark. Derzeit werde das Programm für 2007 bis 2013 geplant. Es handelt sich dabei um ein Finanzvolumen von 9,4 Milliarden Euro. Hier habe ein bemerkenswerter Paradigmenwechsel stattgefunden, so Clark. In früheren Jahren seien vor allem arbeitsmarktpolitische Maßnahmen gefördert worden, jetzt liege das Augenmerk vor allem auf der Bildung. Während im Zeitraum 2000



Hélène Clark, Referatsleiterin in der Generaldirektion Beschäftigung, Soziale Angelegenheiten und Chancengleichheit der Europäischen Kommission, Brüssel



Programm Fachkongress

„Übergänge gestalten – Spielräume nutzen“
Lokales Übergangsmanagement von der Schule in die Arbeitswelt

Zeche Zollverein Essen
11. Oktober 2007

- 10:30-10:50 Uhr Handlungsspielräume im Übergangsmanagement
Dr. Johannes Meier
Mitglied des Vorstands,
Bertelsmann Stiftung, Gütersloh
- 10:50-11:20 Uhr Der Übergang von Schule zu Beruf aus europäischer Perspektive
Hélène Clark
Europäische Kommission,
Referatsleiterin, Generaldirektion
Beschäftigung, Soziale Angelegenheiten
und Chancengleichheit, Brüssel
- 11:20-11:40 Uhr Politisches Kabarett
„Erstes Deutsches Zwangsensemble“
- 11:40-12:15 Uhr Wege zu lokalem Übergangsmanagement – ein Leitfaden
Multimediale Präsentation
- 12:15-13:45 Uhr Mittagsbuffet
- 13:45-15:45 Uhr Interaktive Themenforen
Forum 1: Übergangsmanagement in der Kommunalpolitik
Kohlenwäsche
Forum 2: Prozess- bzw. Übergangsbegleitung
Schürerhalle West
Forum 3: Lokale Datenerfassung und Monitoring
Schürerhalle Ost
Forum 4: Kooperationen bei der Berufsorientierung
Oktagon
Forum 5: Berufliche Schulen im Übergangssystem
Konferenzraum
- 15:45-16:45 Uhr Podiumsrunde:
„Lokale Handlungsspielräume nutzen – was ist Ihr Beitrag?“
Frank Baranowski
Oberbürgermeister, Stadt Gelsenkirchen
Thorsten Brüner
Schulleiter, Ganztagschule am Altonaer Volkspark, Hamburg
Franz-Josef Fischer
Geschäftsführer, Jäger Direkt GmbH & Co. KG,
Reichelsheim
Tim Kähler
Sozialdezernent, Stadt Bielefeld
Christiane Schönefeld
Vorsitzende der Geschäftsführung,
Regionaldirektion NRW, Bundesagentur
für Arbeit, Düsseldorf
Jochen Tschuulin
Geschäftsführer, IFOK GmbH, Bensheim
- 16:45-17:00 Uhr Ausblick
Dr. Johannes Meier
Mitglied des Vorstands,
Bertelsmann Stiftung, Gütersloh
- Gesamtmoderation
Matthias Wolk
WDR Bielefeld

BertelsmannStiftung



EINSCHÄTZUNG

Petra Perplies-Voet,
Direktorin Wilhelm-Olbers-Schule, Bremen

Frage: Bildungsfehler in späteren Jahren zu „reparieren“ bietet – so haben Sie es in der Präsentation ausgedrückt – relativ geringe Aussicht auf Erfolg. Warum muss man Ihrer Ansicht nach damit früher ansetzen?

Letztendlich denke ich, dass wir jetzt den Kindern und Jugendlichen, die im Grunde genommen nicht in der Lage sind, in die Berufswelt hineinzufinden, individuell Chancen einräumen müssen. Ich denke aber auch, dass wir uns fragen: Wie ist eine Schule strukturiert, wenn sie am Ende der zehnten Klasse Kinder und Jugendliche entlässt, die offensichtlich nicht über Sozialverhalten und Basiskompetenzen verfügen und die offensichtlich nicht so einsetzbar sind, wie das vielleicht in der Berufswelt wünschenswert wäre. Natürlich muss man da auch jedes einzelne System anschauen: Was kann ich da leisten? Ich glaube, da haben Schulen, insbesondere der Sekundarstufe I, also bis zum zehnten Schuljahr, noch jede Menge Arbeit vor sich. Wir müssen uns die Kinder individuell anschauen und nicht sagen: „Ab Klasse vier haben sie zu lesen!“ und dann einfach so tun, als könnten sie es. Wir müssen uns immer Kindern verantwortlich unter dem Gesichtspunkt zuwenden: Wo stehen sie gerade und was können wir dazu tun? Das ist das eine. Das andere ist, und das finde ich relativ fatal zu sehen, dass sich unsere Schülerinnen und Schüler auch oftmals so verhalten, als seien wir so etwas wie eine Fernsehsendung. Wenn es nicht gefällt, dann schalten sie aus.

Ich glaube, wir müssen wieder verstärkt dahinkommen, dass Anstrengung und Leistungsbereitschaft positiv besetzte Begriffe sind. Und damit meine ich nicht Drillen oder so etwas. Anstrengung kann richtig Spaß machen. Und Leistung kann ein richtig gutes Gefühl geben. Ich glaube, davon sind wir relativ weit weg. Das ist aber eine Kultur, zu der wir in der Schule wieder hinfinden müssen. Schüler sind die Akteure ihres Lebens und wir können sie begleiten und ihnen dabei helfen. Aber ihr Leben müssen sie schon selbst in die Hand nehmen, das können wir nicht für sie tun.

bis 2006 nur rund zehn Prozent der ESF-Mittel in Bildung investiert worden seien, werde es nun ein gutes Drittel sein. Für Deutschland bedeutet das: Rund 3,3 Milliarden Euro aus dem ESF will Deutschland für den Bereich Bildung einsetzen. „Hinzu kommt noch die so genannte nationale Kofinanzierung, sodass sich die Mittel insgesamt auf etwa fünf Milliarden Euro belaufen werden“, rechnete Clark vor.

Übergangsmanagement passt nicht in die Schubladen

Abschließend betonte Clark, wie wichtig gutes Übergangsmanagement sei. Es sei schon deshalb kein einfaches Thema, „weil es nicht recht in die Schemata und die Schubladen in unseren Köpfen passen will“. Daher müsse sich Übergangsmanagement erst einmal als eigenständige Aufgabe etablieren „und – wenn ich die Situation richtig deute – um Anerkennung kämpfen“, so Clark. „Wir wissen, dass

Übergangsmanagement ein vielschichtiges Thema ist“, sagte Clark. Eine Vielfalt unterschiedlichster Akteure sei hier bereits aktiv, die Maßnahmen seien zum Teil aber sehr heterogen.

Wie lassen sich aber die Wege von Jugendlichen an der Schwelle von Schule zu Beruf reibungsloser gestalten? Wie können die beteiligten Akteure besser und systematischer zusammenarbeiten? Wie lassen sich Jugendliche besser integrieren und öffentliche Kassen schonen? Es gab viele Fragen, die in der Zeche Zollverein diskutiert wurden. Der Kongress ermöglichte den Teilnehmern, unterschiedlichste Akteure kennen zu lernen, von verschiedenen Projekten zu erfahren und sich untereinander auszutauschen. Die Bertelsmann Stiftung agierte dabei als Vermittler, Moderator und eben als Brückenbauer.

Lokale Handlungsspielräume nutzen – was ist Ihr Beitrag?

Experten stehen Rede und Antwort

Für Schulleiter Thorsten Bräuer liegt der Erfolg von Netzwerkarbeit im lokalen Übergangsmanagement auf der Hand: Vor sechs Jahren sei man da kaum aufgestellt gewesen, deshalb war die Zahl der erfolgreichen Vermittlungen gering. Heute sei das grundlegend anders, wie er in einer Podiumsdiskussion mit Akteuren aus Wirtschaft, Schule, Politik und Bundesagentur für Arbeit unter der Moderation von Matthias Wolk verdeutlichte. Die Kooperation im Hamburger Hauptschulmodell führe zu Vermittlungsquoten von ungefähr 30 Prozent in die ungeforderte betriebliche Ausbildung. Solche Erfolge motivierten natürlich Schüler und Lehrkräfte gleichermaßen. Jochen Tscheulin, Geschäftsführer der IFOK GmbH in Bensheim, machte zwei Erfolgsfaktoren aus. Die Einbindung der unterschiedlichen Interessenlagen von Kooperationspartnern in Netzwerken und ihre Verpflichtung auf ein gemeinsames Ziel. Sein Fazit: Systematisch an einer Kooperation arbeiten und einen sehr langen Atem haben zahlt sich aus.

Unterstützung für diese Position kam auch vom Sozialdezernenten Tim Kähler. Dass heute die Vermittlung von Jugendlichen in Ausbildungsverhältnisse besser funktioniere, sei auch der Tatsache zu verdanken, dass man aufgehört habe, übereinander und gegeneinander zu reden, dafür aber mehr miteinander rede. Da wachse eher ein gemeinsames Verständnis darüber, welche Schüler ausbildungsfähig seien und welche nicht. Auch individuelles Fallmanagement scheint erfolgreich zu sein, wie von der kommunalen Seite berichtet wurde.

Für Franz-Josef Fischer ist der persönliche Besuch in Schulen entscheidend, um motivierte Mitstreiter in Ini-

tiativen zu finden. Man müsse den Schülern Mut machen, eine Ausbildung zu beginnen, anstatt sie pessimistisch auf das Ende ihrer Schulzeit einzustimmen.

Nähe zu Schülern schafft Vertrauen

Wie viel Unterstützung brauchen Netzwerke aus der Politik? Wenig, meint Oberbürgermeister Frank Baranowski. Die Rolle der Politik werde oft überschätzt. Es bedürfe keiner politischen Entscheidung in der Kommune, ob und wann man ein Übergangsnetzwerk aufbauen wolle. In Gelsenkirchen beispielsweise seien die Berufskollegs Dreh- und Angelpunkte, an denen alles zusammenlaufe, organisiert

von engagierten Schulleitern. Nötig seien Berufsschullehrer, die in Unternehmen hospitierten, Berufsschüler, die Schüler aus der achten Klasse in ihren Ausbildungsbetrieb mitnahmen und Ausbildungsbetriebe, die sich auf einer Berufsbildungsmesse präsentierten. Tim Kähler verdeutlichte am Beispiel der Stadt Bielefeld, wie wichtig die Nähe zu den Schülern sei. Man müsse ihnen bereits in der achten Klasse Angebote machen, die sie ansprächen. Beispielsweise mit einer mehrtägigen Berufsberatung oder der Möglichkeit, sich in einem Berufsfindungsparcours zu testen. Darüber hinaus sollte gefragt werden, welche psychosoziale Betreuung, Elternarbeit oder Berufsförderung zusätzlich gebraucht würden.

In zukunftsorientierten Berufen ausbilden

Wie sehen die Berufsprofile in zehn Jahren aus? Eine wichtige Frage, die Frank Baranowski in die Diskussion einbrachte. Dies müsse man nämlich wissen, um nicht für einen Markt auszubilden, auf dem bestimmte Berufe nicht mehr benötigt würden. Christiane Schönefeld wies in diesem Zusammenhang auf die wachsenden Anforderungen in den Ausbildungsberufen hin. Immer öfter könnten

die Jugendlichen diesen nicht mehr entsprechen. Es wird nach ihrer Ansicht zukünftig viele geben, die die dreieinhalb-jährige Ausbildung nicht schaffen. Ideologische Diskussionen seien an dieser Stelle nicht hilfreich, eher die Suche nach einer zweijährigen Ausbildung mit Perspektive. Wichtiger werde die Aufgabe, die Bildungskette schon im vorschulischen Bereich auszubauen. Wer beispielsweise als Kind bei der Einschulung Sprachdefizite habe, fände später möglicherweise keinen Ausbildungsplatz.

Eltern tragen Verantwortung

Thorsten Bräuer brachte hier das Thema Eltern in die Diskussion. Diese würden immer öfter die Verantwortung für die Kinder an die Schule und andere Institutionen abgeben. Antworten auf Fragen der Jugendlichen wie: Was ist Arbeit? Wie steht Arbeit im Verhältnis zu Freizeit? Wie plane ich mein späteres Leben? dürfe man nicht in Familien erwarten, wo die Eltern und vielleicht sogar die Großeltern Sozialhilfeemp-



Experten aus Schule, Politik und Wirtschaft diskutierten auf dem Podium.

fänger seien. Hier werde wohl kaum zu Hause qualifiziert über Arbeit gesprochen. Der Unternehmer Franz-Josef Fischer hat in der von ihm initiierten Initiative „Strahlemann“ deshalb ehrenamtliche Paten und in seiner Firma Mitarbeiter für diese Rolle gewonnen. Man wolle damit so etwas wie ein neues Elternhaus generieren und den Jugendlichen helfen.

Teilnehmer Podiumsdiskussion

Frank Baranowski	Oberbürgermeister, Stadt Gelsenkirchen
Thorsten Bräuer	Schulleiter, Ganztagschule am Altonaer Volkspark, Hamburg
Franz-Josef Fischer	Geschäftsführer, Jäger Direkt GmbH & Co. KG, Reichelsheim
Tim Kähler	Sozialdezernent, Stadt Bielefeld
Christiane Schönefeld	Vorsitzende der Geschäftsführung, Regionaldirektion NRW, Bundesagentur für Arbeit, Düsseldorf
Jochen Tscheulin	Geschäftsführer, IFOK GmbH, Bensheim
Matthias Wolk	Gesamtmoderation, WDR Bielefeld



Christiane Schönefeld und Moderator Matthias Wolk im Gespräch.



Diskutierten und beantworteten Fragen (von links): Jochen Tscheulin, Tim Kähler, Christiane Schönefeld, Moderator Matthias Wolk, Franz-Josef Fischer, Frank Baranowski und Thorsten Bräuer auf dem Podium.



Vier Erfolgsfaktoren für lokales Übergangsmanagement

Multimediale Präsentation des Leitfadens

15 oder 16 Jahre alt sind die Jugendlichen am Ende der Schulpflicht. Doch bis sie eine Berufsausbildung beginnen, sind viele 19 Jahre. Was machen sie in der Zwischenzeit? Über 500.000 Jugendliche befanden sich 2006 in Angeboten des Übergangssystems. Denn für viele ist der Übergang von Schule zu Beruf zum Problem geworden. Enttäuschte Hoffnungen, wachsende Perspektivlosigkeit und nachlassende Motivation sind die Konsequenzen. Laut einer UNICEF-Studie rechnen in Deutschland rund 30 Prozent aller 15-Jährigen damit, nach der Schule keine qualifizierte Arbeit zu finden. Vor diesem Hintergrund hat die Bertelsmann Stiftung das Deutsche Jugendinstitut beauftragt, einen Leitfaden zum lokalen Übergangsmanagement zu erarbeiten.

Die Erfolgsfaktoren lokalen Übergangsmanagements brachte Prof. Dr. Thomas Rauschenbach, Direktor des Deutschen Jugendinstituts in München, auf den Punkt:

Übergangsmanagement erfordert ...



- ... gute schulische Berufsorientierung
- ... Vernetzung der Akteure
- ... lokale Datenerfassung
- ... Prozessbegleitung der Jugendlichen

Gespannte Zuschauer bei der multimedialen Präsentation.



Gute schulische Berufsorientierung

Exemplarisch für eine gelungene schulische Berufsorientierung wurde die Wilhelm-Olbers-Schule in Bremen vorgestellt. Dort wird die schulische Berufsorientierung als eine Aufgabe aller – Schüler und Lehrer – wahrgenommen. Und alle haben erkannt, wie wichtig die enge Verzahnung gelernter Schulinhalte mit der Berufspraxis ist. Trainingseinheiten in sozialer Kompetenz, Schülerfirmen, Bewerbungstrainings und diverse Betriebspraktika in unterschiedlichen Jahrgangsstufen stehen auf dem Stundenplan. „Jugendliche müssen frühzeitig eine Berufsorientierung in ihre Köpfe bekommen“, so Prof. Rauschenbach. „Sie müssen sich mit der Arbeitswelt und ihren eigenen Chancen beschäftigen.“

Enge Vernetzung der Akteure

Das „Fördersystem u25“ der Stadt Stuttgart ist ein Beispiel dafür, wie bedarfsgerechte und ökonomisch sinnvolle Strukturen geschaffen werden können. Sechs Ansprechpartner – das Job Center u25, die Arbeitsförderung, das Jugendamt, das Kundenzentrum u25 der Agentur

für Arbeit, das Staatliche Schulamt, die Stabsabteilung für Integrationspolitik – haben sich zusammengeschlossen, um Jugendlichen den Übergang von Schule zu Beruf reibungsloser zu gestalten. Einzelne Zuständigkeiten überwinden und stattdessen gemeinsam der Problemlage Herr werden – das praktiziert das „Fördersystem u25“ und hat dabei ein Ziel im Auge: Möglichst allen jungen Erwachsenen unter 25 Jahren sollen Berufs- und Zukunftsperspektiven eröffnet werden.

Systematische lokale Datenerfassung

Welchen Weg schlagen Jugendliche nach ihrem Schulabschluss ein? Darüber gibt es nur wenige Informationen. Dabei bestehen gerade auf lokaler Ebene gute Möglichkeiten, ein genaues Monitoring zu erstellen. Ein Film zeigte exemplarisch das Monitoring des Hamburger Hauptschulmodells. Die Grunddaten der künftigen Schulabgänger – persönliche Angaben, Wünsche und Interessen – liefern die Schulen. Diese Daten werden erfasst und je nach Ausbildungsweg jedes Einzelnen entsprechend nachgetragen.

So ist es möglich, zu überprüfen, wie weit die Jugendlichen jeweils in ihrem Berufs-

orientierungsprozess sind. Die lokale Datenerfassung liefert Planungsdaten, Informationen zu Übergangsmustern und Informationen zur Wirksamkeit von Maßnahmen. Der Effekt des Handelns aller Beteiligten wird somit messbar.

Prozessbegleitung der Jugendlichen

„Erfolgreich in Ausbildung“ heißt ein weiteres Beispiel für gelungenes Übergangsmanagement in Ostwestfalen-Lippe. So genannte Übergangskoachs betreuen bereits ein Jahr vor Schulabschluss die künftigen Schulabgänger. Es gibt immer einen Ansprechpartner für jeden Jugendlichen. Durch diese individuelle Betreuung wird eine passgenaue Vermittlung möglich. Denn der Übergangskoach erhält im Laufe der Zeit ein detailliertes Bild über den Jugendlichen, seine Wünsche, Stärken und Schwächen.

Erfolgreiche Übergangsbegleitung erfordert konstante Ansprechpartner, die Vernetzung aller beteiligten Akteure und die stärkenorientierte Förderung der Jugendlichen.



„Hier ertrinkt ein Kind“! – Nachdenkliches und Kurzweiliges vom politischen Kabarett „Erstes Deutsches Zwangsensemble“, von links: Claus von Wagner, Philipp Weber, Mathias Tretter.

EINDRÜCKE



Imke Rademacher,
OWL-Maschinenbau e.V. in Bielefeld

Mit welchen Erwartungen sind Sie zu dem Kongress der Bertelsmann Stiftung gekommen?

Ich bin nicht wirklich mit einer hohen Erwartungshaltung gekommen. Mein Interesse war vorrangig mitzukriegen, welche Aktivitäten es zur Zeit gibt, welche Angebote seitens der Bertelsmann Stiftung verfolgt werden und welche Kontaktmöglichkeiten es für meine Arbeit hier gibt.

Welche Erwartungen wurden erfüllt, welche nicht?

Sehr interessant fand ich die Workshops, und vor allem die Art der Workshops hat mir sehr gut gefallen. Dafür hätte ich mir mehr Zeit für gewünscht, weil man in den 20-Minuten-Rhythmen gerade mal die Vorstellungsrunde machen und die Themen nur ein wenig anreißen konnte, aber eben nicht tief genug. Die Methode hat mir sehr gut gefallen, da dadurch gerade meine Erwartung erfüllt wurde. Mit den Workshops hätte ich auch gut einen halben Tag zubringen können, ohne mich zu langweilen. Aber auch die Vorträge sowie das Kabarett waren sehr gut und haben Impulse gegeben, die man mitnehmen konnte.

Welche Erkenntnisse nehmen sie aus dem Kongress mit für Ihre praktische Arbeit?

Dass es sehr viele Ansätze gibt, die man noch viel mehr vernetzen müsste. Meine Profession ist Vernetzung. Ich arbeite in einem Netzwerk für den Maschinenbau in Ostwestfalen-Lippe (OWL). Wir haben uns die Vernetzung, die Zusammenarbeit mit vielen verschiedenen Akteuren auf die Fahnen geschrieben, machen das in OWL auch schon sehr gut. Dieses Netzwerk für den Maschinenbau ist ein Wirtschaftsförderungsinstrument, das den Standort OWL stärken soll. Wir haben mittlerweile fast 180 Firmen, die Mitglied sind, und Hochschulen, Kammern und Vereine, die im Maschinenbau tätig sind. Wir organisieren Veranstaltungen zu unterschiedlichsten Themen u. a. im Bereich Personal und Organisation. Und da ist das Themenfeld Nachwuchswerbung und Fachkräfteanwerbung meine Motivation für meine heutige Teilnahme. Heute hat sich wieder gezeigt, dass es sehr, sehr viele gute Angebote gibt. Und ich denke, dass es das Ziel für jeden sein muss, ohne jegliche Profilierung ein Land zu haben, in dem es sich gut arbeiten und leben lässt.

„Konzentrierte Kaffeehausatmosphäre“ für 500 Kongressteilnehmer

Intensive Diskussionen in kleiner Runde

Wie kann es gelingen, rund 500 Kongress-Teilnehmer aus so unterschiedlichen Bereichen wie Kommunalpolitik, Verwaltung, Schulleitung, Unternehmen und Arbeitsagenturen in die Diskussion zu bringen? Die Bertelsmann Stiftung bot dafür eine interaktive Methode an. Die Kongressteilnehmer teilten sich – je nach Interesse – in fünf Themenforen auf. In den jeweiligen Konferenzräumen herrschte dann „konzentrierte Kaffeehausatmosphäre“ an gedeckten Tischen im kleinen Kreis.

So meldeten sich Interessenten für das Themenforum „Übergangsmanagement in der Kommunalpolitik“, für „Prozess- und Übergangsbegleitung“, für das Thema „Lokale Datenerfassung und Monitoring“, für das Forum „Kooperationen in der Berufsorientierung“ und das Thema „Berufliche Schulen im Übergangssystem“. In jedem Forum waren Kaffeehaustische aufgestellt, für jeweils vier Personen gedeckt. Bevor die Teilnehmer in die Diskussion kamen, stellte ein Moderator das Thema genauer vor und forderte die Teilnehmer nach einer Vorstellungsrunde mit einer konkreten Frage zu einem 20-minütigen Austausch auf. Nach Ablauf dieser Zeit wechselten drei der Teilnehmer an jeweils andere Tische, eine Tischdame bzw. ein Tischherr blieb sitzen, um die Nachfolgenden auf den aktuellen Stand zu bringen. Wieder wurde 20 Minuten lang – diesmal zu einer anderen Frage – diskutiert, bis zum nächsten Tausch. So war sichergestellt, dass jeder Teilnehmer mit mindestens neun anderen ins Gespräch kam und nicht nur einige wenige eifrig diskutierten, wie es oft bei großen Runden der Fall ist.

So trafen beispielsweise im Forum 4 „Kooperationen in der Berufsorientierung“ der Sozialpädagoge Michael Wöstemeyer von einer Hauptschule in Schloss Holte-Stukenbrock, Gisela Knigge vom Institut Technik und Bildung an der Uni Bremen sowie Manfred Pfeil, Leiter Zentrales Personalwesen der Firma WAGO Kontakttechnik GmbH & Co.KG, an einem der zahlreichen Kaffeehaustische aufeinander. Schnell waren die drei im Thema, das lautete: „Wie konnte ich bisher jungen

Menschen bei ihrer beruflichen Orientierung helfen? Inwiefern haben mir dabei Kontakte, Informationen oder Kooperationen mit anderen unterstützenden Akteuren geholfen?“

Unisono beklagten sie zunächst, dass es permanent neue Projekte gebe, jedoch kaum Koordination. „Jedes Jahr wird eine neue Sau durchs Dorf gejagt“, kritisierte Wöstemeyer drastisch, „aber die eigentlichen Inhalte wie soziale und berufliche Integration bleiben oft auf der Strecke.“ Es sei zwar wichtig und sinnvoll, den jungen Erwachsenen auf Lehrstellensuche diverse Angebote zu offerieren. Doch sei zu oft unklar, wer ihnen was zu vermitteln habe, was die Ausbildungsplatzsuchenden können sollten und wo und wann ihnen die jeweiligen Lerninhalte vermittelt würden.

Manfred Pfeil von der Mindener Firma WAGO Kontakttechnik, einem weltweit tätigen Unternehmen aus dem Bereich der Elektrotechnik und Elektronik mit ca. 2.700 Mitarbeitern in Deutschland und rund 5.000 weltweit, hatte einige Praxisbeispiele aus seinem Alltag parat. „Unsere 80 bis 90 Azubis sind hauptsächlich Haupt- und Realschüler“, erzählte er. „Abiturienten stellen wir nur dann ein, wenn es das Berufsbild erfordert.“ Gezielte Kooperationen mit diversen Schulen sorgen dafür, dass die künftigen Auszubildenden schon während der Schulzeit auf die Anforderungen von WAGO vorbereitet würden. Ab Januar 2008 werde zudem ein neues Projekt erprobt. Dann werden verschiedene Hauptschüler rund sechs Monate lang jeden Mittwochnachmittag unterschiedlichste Themenbereiche direkt im Unternehmen kennen lernen. In maximal 15er-Gruppen lernen die Schüler, welche Kenntnisse in technischer Mathematik, im Zeichnen oder im kaufmännischen Bereich erwartet werden.

„Circa 100 Stunden lang werden die Schüler von Januar bis Juli in unserem Unterneh-



Diskussionen in kleiner Runde – auch die Tischdecken wurden einbezogen!



Forum 4

„Kooperationen in der Berufsorientierung“

men sein und genau erfahren, welche Anforderungen wir an sie stellen“, so Pfeil. Er habe die Erfahrung gemacht, dass Schüler erst dann bereit sind wieder die Grundrechnarten oder den Dreisatz zu pauken, wenn sie genau wissen was die Unternehmen von ihnen erwarten und welche Anforderungen im Arbeitsleben an sie gestellt werden.

Denn eines sei unbestritten, so Pfeil: „Die Eingangsqualifikation der Schüler muss wieder steigen. Wir haben seit Jahren einen identischen Eignungstest. Doch die Ergebnisse werden immer schlechter, das Niveau der Schüler ist gesunken.“ Daher biete WAGO auch Lehrern ein 14-tägiges Praktikum während der Sommerferien im Unternehmen an, um die Anforderungen des Unternehmens an die künftigen Auszubildenden näher kennen zu lernen. „In den acht Jahren, seit ich für das Unternehmen arbeite, haben jedoch nur zwei Lehrer daran teilgenommen“, so Pfeil.

Seine Kritik blieb nicht ungehört: Viele Lehrer seien einfach überfordert aufgrund der Zustände an deutschen Schulen. „Oftmals können Lehrer ihrer eigentlichen Aufgabe – der Vermittlung von Lerninhalten – nicht mehr nachkommen“, sagte Wöstemeyer. Ein Personalmix sei vielleicht die Lösung, so der Vorschlag von Gisela Knigge von der Uni Bremen. „Da die Lehrer nicht wissen können, was die Unternehmen erwarten, wäre es sinnvoll, wenn die Unternehmen in die Schulen gingen“, sagte Knigge. „Einem Praktiker in der Schule nehmen die Schüler ohnehin eher ab, wenn er über verschiedene Berufsbilder und deren Anforderungen berichtet.“

Dass viele Hauptschulen schlichtweg überfordert sind mit der Vorbereitung auf den Übergang von Schule zu Beruf, zeigte sich auch in der zweiten Diskussionsrunde. Ute Bellen, Beratungslehrerin an der Hauptschule Westerfilde in Dortmund, traf auf Monika Friedrich, Leiterin der kaufmännischen Aus- und Weiterbildung beim Pharmakonzern Boehringer Ingelheim. Das Thema lautete: „Wie sieht für

mich eine gute Unterstützung bei der Berufsorientierung aus? Was wird getan? Wer tut es? Mit wem?“ In dieser Runde wurde besonders deutlich: Viele gute Ansätze sind da, gehen aber oftmals am eigentlichen Problem vorbei.

So berichtete Ute Bellen, dass bereits in Klasse 5 und 6 das Thema „Wie lerne ich richtig?“ regelmäßig auf dem Stundenplan stehe. In Klasse 7 und 8 würden Unterlagen der Arbeitsagentur behandelt und die Schüler lernten, Bewerbungen zu schreiben. In den Klassen 9 und 10 gäbe es Kooperationen mit außerschulischen Partnern, Bewerbungstrainings, Betriebsbesichtigungen und Praktika. „Inhaltlich werden die Schüler auf das Berufsleben gut vorbereitet“, sagte Ute Bellen. Das Problem läge aber woanders: „Wir kämpfen tagtäglich gegen die Lethargie der Elternhäuser an. Wenn schon Oma und Opa von Sozialhilfe gelebt haben, waren häufig auch die Eltern ohne Arbeit. Wie soll dann den Kindern vermittelt werden, wie wichtig das Lernen und der Beruf sind?“ Viele Schüler seien gar nicht in der Lage,





November 2007

sich ein Berufsbild zu machen, weil dies eine fremde Welt für sie sei. „Daher ist es für viele der einfachste Weg, nach dem Hauptschulabschluss irgendwie weiter in der Schule zu bleiben“, so die Beratungslehrerin.

Ähnliche Erfahrung – wenngleich auf Unternehmensseite – hat auch Monika Friedrich gemacht. Von den 140 Ausbildungsplätzen in Ingelheim seien acht für benachteiligte Jugendliche reserviert. „Drei konnten wir im letzten Jahr jedoch nicht besetzen“, so Friedrich. Manche Jugendliche würden nicht einmal zu den geforderten Kurzzeitpraktika kommen. Dabei suchen Unternehmen wie Boehringer Ingelheim gezielt nach Azubis. „Wir betreiben Schulmarketing, sind auf Ausbildungsmessen, bieten zahlreiche Schulpraktika an“, erklärte Friedrich. Die Resonanz könnte jedoch größer sein. Ursachen: Zum einen müssten Schulen mehr Begeisterung für das Fach Chemie fördern, zum anderen gäbe es auf Seiten der Berufsschulen recht wenig Interesse an Berufspraktika und zudem seien die Leistungen der Schüler in Deutsch und Mathe häufig sehr schlecht. Folge: Viele Unternehmen suchen gezielt Realschüler oder Abiturienten.

Passend zu den Problemstellungen, die sich in den ersten beiden Diskussionsrunden andeuteten, war die Frage für die dritte Themenrunde gewählt: „Welchen Beitrag kann ich leisten, um in meinem Umfeld jungen Menschen eine bessere Berufsorientierung zu bieten? Welche Unterstützung benötige ich dabei?“ An diesem Kaffeetisch mit Gabriele Albrecht-

Lohmen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung aus Bonn, Walter Würfel, Internationaler Bund Bildungszentrum Frankfurt a.M., und Manuela Osbach von der Stadt Hagen, ARGE II Geschäftsführung, wusste vor allem Osbach aus ihrer Praxis zu berichten. „Insbesondere Familien mit Migrationshintergrund sind oftmals überfordert damit, ihren Kindern Berufsorientierung zu bieten.“ Die Abschottung zwischen Betrieben und Schulen müsse aufgehoben werden, lautete der Vorschlag von Gabriele Albrecht-Lohmen: „Der Schulunterricht muss sich noch weit mehr öffnen für betriebliche Erfahrung.“ Nur so sei auch eine Ausbildungsreife der jungen Erwachsenen zu erreichen, sagte Würfel. Auch müsse Familien, in denen die Kinder die einzigen seien, die morgens pünktlich aufstehen müssen, mehr Hilfestellung beim Thema Berufsorientierung geboten werden, so Albrecht-Lohmen. Eltern dürften nicht aus ihrer Verantwortung entlassen werden. „Viele tauchen einfach ab.“

Die Eltern müssten vielmehr in die Pflicht genommen werden, lautete denn auch zum Abschluss eine der Forderungen in großer Runde. Zudem sollten die Schulausbildung sowie die Einstiegsvoraussetzungen für Schüler auf Unternehmensseite besser aufeinander abgestimmt werden. Einig waren sich die Teilnehmer des Workshops 4 darin, dass sehr viel Gutes bereits geleistet würde, jedoch die einzelnen Projekte sowie die manpower besser gebündelt werden müssten.

Forum 1: Übergangsmanagement in der Kommunalpolitik



MEINUNG

Kurt Reichert,
Leiter Aus- und Weiterbildung bei Wincor Nixdorf International GmbH in Paderborn

Mit welchen Erwartungen sind Sie zu dem Kongress der Bertelsmann Stiftung gekommen?

Ich bin zu dem Kongress gekommen, weil wir als Unternehmen in dem Bereich auch sehr aktiv sind und daher wollte ich einen Abgleich erhalten, ob wir da in der richtigen Richtung unterwegs sind. Ich wollte erfahren, was andere machen und ob es Dinge gibt, die wir neu dazulernen können.

Welche Erwartungen wurden erfüllt, welche nicht?

Ich habe mich voll wieder gefunden in dem Angebot für den Kongress. Die Veranstaltung war anders, als ich sie mir vorgestellt habe – sie war sehr lebhaft, es gab Möglichkeiten, sich zu beteiligen und vor allen Dingen: der Terminplan ist exakt so eingehalten worden wie geplant. Das kommt sonst ganz selten vor. Der Kongress war sehr am Thema orientiert, gut moderiert und sehr effektiv.

Welche Erkenntnisse nehmen sie aus dem Kongress mit für Ihre praktische Arbeit?

Wir werden das fortsetzen, was wir machen – unsere Kooperation mit Schulen. Darüber hinaus habe ich Kontakte schließen können zum Thema Schulpraktika, um diese besser und gezielter zu organisieren. Die Wichtigkeit des Themas ist noch mal deutlich geworden. Das ist für mich eine Erkenntnis, dass die Priorität auch bei uns richtig gesetzt ist. Das Thema ist wichtig und wird auch in Zukunft immer wichtiger. Für mich ist wesentliche Erkenntnis, dass es zwar sehr viele verschiedene Ansätze gibt, aber letztlich wird deutlich, wir ziehen alle am gleichen Strang. Ich finde es auch richtig und wichtig, verschiedene Projekte regional zu bündeln. Denn ich habe schon öfter kritisiert, dass sich manche Projekte widersprechen oder doppeln, und das ist eine weitere Erkenntnis: zu sehen, dass es die Bündelung verschiedener Projekte woanders schon recht erfolgreich gibt.

Eine wichtige Voraussetzung für systematisches, lokales Übergangsmanagement ist, dass es einen eigenen Stellenwert in der Kommunalpolitik hat und auch Ressourcen dafür zur Verfügung gestellt werden. In diesem Themenforum wurde danach gefragt, welchen Beitrag Kommunalpolitik auf der einen Seite und die weiteren Akteure des Übergangssystems auf der anderen Seite leisten können, um die Bedeutung von Übergangsmanagement in der Kommune zu stärken und es nachhaltig – auch hinsichtlich der Ressourcen – zu verankern.

Runde I: Welchen Stellenwert misst die Kommunalpolitik in meiner Region dem lokalen Übergangsmanagement bei?

Runde II: Wenn Übergangsmanagement optimal gelingt – wie unterstützt die Kommunalpolitik dabei?

Was würde ich unter diesen Rahmenbedingungen in meiner Arbeit mit jungen Menschen dann noch erreichen?

Runde III: Was kann ich in meinem Umfeld tun, um mehr Aufmerksamkeit für das Übergangsmanagement zu erreichen?

Schlussrunde: Um das Thema voranzubringen, bedarf es einer ganzheitlichen Betrachtung des Problems, d.h. eine gemeinsame Sichtweise von Schulbehörden, Wirtschaftsförderung und anderen Partnern. Dann braucht es einen langen Atem, von der frühkindlichen Förderung bis zum Jugendlichen. Projekte sollten kontinuierlich aufeinander aufbauen und sicher finanziert sein, was heute durchaus noch nicht die Regel ist. Die verschiedenen Träger müssen sich dazu hinreichend abstimmen.

Hilfreich wäre es, wenn kommunales Übergangsmanagement durch Bundes- und Landesprogramme gefördert würde.



Der Domino-Stein als Symbol für Übergänge.

Forum 2: Prozess- bzw. Übergangsbegleitung



Gerade beim Übergang in die Arbeitswelt ist es für Jugendliche wichtig, einen Ansprechpartner zu haben, der sie begleitet und ihnen Orientierung gibt. In diesem Themenforum war Gelegenheit, auf anregende Weise Erfahrungen mit Übergangs- bzw. Prozessbegleitung zu diskutieren: In mehreren Gesprächsrunden tauschten sich die Teilnehmer darüber aus, was erfolgreiche Ansätze ausmacht und was getan werden kann, damit solche Übergänge noch besser gelingen.

- Runde I:** Auf welche Weise unterstütze ich – ob im Arbeits- oder persönlichen Umfeld – Jugendliche im Übergang von Schule in die Arbeitswelt?
- Runde II:** Wie sieht ein optimaler Übergangsprozess aus? Wer würde was tun? Welche Rahmenbedingungen würden bestehen?
- Runde III:** Welchen konkreten Beitrag kann ich leisten, um eine optimale Übergangsbegleitung zu ermöglichen und es damit den Jugendlichen leichter zu machen?

Schlussrunde: Eltern spielen auch bei den Jugendlichen, die schon fast erwachsen sind, eine wichtige Rolle. Insofern sollten sie die Schule in ihre Überlegungen zum Übergang der Jugendlichen in den Beruf unbedingt einbinden. Auch die Kooperationen zwischen Schulen und Unternehmen sind wichtig, denn das Bewusstsein der Schüler muss schon früh auf die Arbeitswelt gerichtet sein, da sich sonst die Vorstellungen von der Arbeitswelt und der Wirklichkeit zu stark unterscheiden. Eine Vorbereitung auf den Beruf kann schon in den Klassen 6, 7 oder 8 beginnen. Ideal wäre eine kontinuierliche Begleitung von Schülern bis zum Abschluss in der Berufsschule, z.B. durch Sozialpädagogen (Übergangsmanager) oder auch durch ehrenamtliche Paten.



Forum 3: Lokale Datenerfassung und Monitoring



Um gezielte Verbesserungen zu realisieren, muss zunächst klar sein, wie sich die aktuelle Situation tatsächlich darstellt. Lokales Übergangsmanage-

ment muss mit relevanten Informationen und Daten „unterfüttert“ werden, die konkreten Handlungsbedarf verdeutlichen. Ziel dieses Themenforums war es, im Dialog mit Experten aus Wissenschaft und Praxis die Möglichkeiten und Grenzen von gezieltem Monitoring und lokaler Datenerfassung zu diskutieren und Umsetzungsoptionen zu erarbeiten.

- Runde I:** Diskussion der Referenten
- Runde II:** Diskussion in Gruppen reflektieren
- Runde III:** Fragen und Antworten
- Runde IV:** Überlegungen zum Transfer in die eigene Arbeit

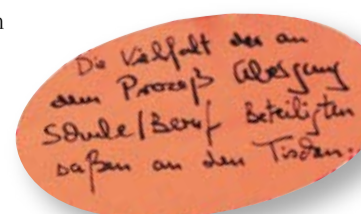
Schlussrunde: Dokumentationsmethoden wie das Anmeldesystem „Schüler-online“ im Regierungsbezirk Detmold

ermöglichen die Schaffung einer Datenbasis zur Überwachung der Einhaltung der Berufsschulpflicht ebenso wie zur Verbesserung des Übergangs von allgemeinbildenden in berufliche Schulen. Mit Einverständnis von Schülern und Eltern ist auch die Nutzung der Informationen durch die Agentur für Arbeit möglich. Für die Praxis in hohem Maße relevant sind auch Daten aus Schülerbefragungen durch allgemeinbildende Schulen, die Verantwortlichen Auskunft über den Verbleib und Pläne der Schüler geben. Die Erhebung und Aufbereitung von Monitoringdaten kann beispielsweise in Zusammenarbeit mit Rechenzentren erfolgen, wenn alle datenrechtlichen Fragen geklärt sind.

Forum 4: Kooperationen in der Berufsorientierung

Viele Jugendliche profitieren bereits heute von integrierten Konzepten der Berufsorientierung. Ein Erfolgsfaktor ist dabei die Vernetzung und Kooperation von Schulen mit den anderen relevanten Akteuren in diesem Bereich. In diesem Forum wurde der Frage nachgegangen, welche Maßnahmen und Aktivitäten sich bereits in der Schulzeit bei der individuellen Lebenswegplanung und Übergangsgestaltung in Ausbildung als erfolgsträchtig erweisen.

- Runde I:** Wie konnte ich bisher jungen Menschen bei ihrer beruflichen Orientierung helfen? Inwiefern haben mir dazu Kontakte/Informationen oder Kooperationen mit anderen unterstützenden Akteuren geholfen?
- Runde II:** Wie sieht für mich eine gute Unterstützung bei der Berufsorientierung aus? Was wird getan? Wer tut es? Mit wem?
- Runde III:** Welchen Beitrag werde ich leisten, um in meinem Umfeld jungen Menschen eine bessere Berufsorientierung zu bieten? Welche Unterstützung benötige ich dabei?



Schlussrunde: Es werden Wege aufgezeigt, wie man Eltern in die Arbeit des Übergangsmanagements einbeziehen kann. Dabei gilt, dass nicht nur die Eltern in die Schule kommen, sondern auch die Schule zu den Eltern gehen muss. Sie sind auch angesprochen, wenn es darum geht, schulstandortbezogen die verschiedenen infrage kommenden Partner an einen Tisch zu bringen. Es zeigt sich, dass dort, wo es gelingt, einen solchen Kommunikationsprozess in Gang zu setzen, erfolgreiches Übergangsmanagement stattfindet. Dieser Prozess sollte zu regionalen Unterstützungsnetzwerken führen, zu denen auch die Betriebe gehören. Gemeinsam mit ihnen können Schulausgangslevel und Betriebseingangslevel besser aufeinander abgestimmt werden. Die Erfahrung zeigt, dass die Bündelung von Ressourcen ein großer Erfolgsfaktor ist.



Forum 5: Berufliche Schulen im Übergangssystem

Koordinierungsprozess initiieren

Berufliche Schulen können eine wichtige Funktion im Übergangsprozess übernehmen, sind jedoch in der Praxis noch wenig in die für den Übergang relevanten Akteursnetzwerke integriert. Ziel des Forums war es, Wege zu finden, wie berufliche Schulen einen aktiveren Part im lokalen Übergangmanagement spielen können.

Runde I: Wie nehme ich die Unterstützung der Jugendlichen in der Übergangsphase durch die beruflichen Schulen wahr? Wie erlebe ich das Zusammenspiel der beruflichen Schulen mit anderen relevanten Akteuren im Übergangmanagement?

Runde II: Wie sollte die Unterstützung sowie das Zusammenspiel zwischen Berufsschule und anderen Akteuren aussehen, damit die Jugendlichen optimal im Übergang unterstützt werden?

Runde III: Welchen Beitrag kann ich leisten, um eine bessere Übergangunterstützung und Zusammenarbeit zu erreichen?

Schlussrunde: Stark war der Wunsch der Teilnehmer nach mehr Kontinuität und Qualität in der Berufsvorbereitung, da hier häufig neue Partner zum Teil kurzfristig agieren. Es gibt zwar viele gute Ansätze in den verschiedenen Schul-

formen. Was aber oft fehlt ist ein verbindendes Element. Denkbar wäre eine Begleitung der Schüler, die nach einem Assessment in der 7. oder 8. Klasse, das Stärken, aber auch Schwächen deutlich macht, auf dem Weg von der Schule bis zum Ausbildungsplatz prozessfördernd bereitsteht. In diesem Zusammenhang wird auch von „Belohnungssystemen“ durch Träger für diejenigen Schulen berichtet, die sich mit Maßnahmen der Berufsvorbereitung ganz bewusst auf ihre Schüler konzentrieren. Bezüglich verschiedener „anzapfbarer“ Fördertöpfe wird auf eine stärkere Konzentration, aber auch Koordinierung hingewiesen.



Schlussworte im Plenum – die Teilnehmer nahmen manch guten Lösungsansatz mit nach Hause.

Leitfaden lokales Übergangmanagement



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)
Leitfaden lokales Übergangmanagement
Von der Problemdiagnose zur praktischen Umsetzung

2007, 116 Seiten, Broschur
inkl. DVD
€ 20,- / sFr. 35,50
ISBN 978-3-89204-934-0

Wie lassen sich die Wege von Jugendlichen an der Schwelle zwischen Schule und Beruf reibungsloser gestalten? Die Praxis zeigt, dass hier gerade auf lokaler Ebene große Handlungs- und Gestaltungsspielräume bestehen, die in sehr unterschiedlicher Weise genutzt werden. Je besser und systematischer die am Übergangsgeschehen beteiligten Akteure zusammenarbeiten, desto eher können solche Übergänge gelingen, Jugendliche besser integriert und die öffentlichen Kassen geschont werden.

Der »Leitfaden lokales Übergangmanagement« zeigt,

- welche Wege junge Menschen zwischen Schule und Arbeitswelt gehen,
- welche Akteure in diesem Feld aktiv sind und welche Aufgaben sie haben,
- welche Instrumente und Verfahren sich bewährt haben, um junge Menschen auf dem Weg in Ausbildung und Beruf wirkungsvoll zu unterstützen und
- was getan werden kann, um auf lokaler Ebene eine systematische Zusammenarbeit aufzubauen.

Die Darstellung ist übersichtlich gegliedert und praxisorientiert gestaltet: Zahlreiche Info-Kästen fassen zentrale Inhalte zusammen, Praxisbeispiele sollen zur Nachahmung anregen. Auf der beiliegenden DVD wird außerdem anhand von Filmsequenzen aus der Praxis gezeigt, wie lokale Handlungsspielräume genutzt werden können.

| Verlag BertelsmannStiftung

Postfach 103, 33311 Gütersloh | 05241 80-40282 | 05241 46970
www.bertelsmann-stiftung.de/verlag | sabine.reimann@bertelsmann.de

Impressum

© 2007 Bertelsmann Stiftung

Bertelsmann Stiftung

Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh
Telefon +49 5241 81-0
Fax +49 5241 81-999
info@bertelsmann-stiftung.de
www.bertelsmann-stiftung.de

Verantwortlich

Clemens Wieland

Redaktion

Volker Oetzel
Bärbel Broer

Lektorat

team 4media&event, München

Art Director

Heike van Meegdenburg

Gestaltung

Marion Tonk

Bildnachweise

cama Institut für Kommunikationsentwicklung, Hannover
Image Source, Köln
Christoph Papsch, Bonn
Vogelsänger Neue Medien GmbH, Bielefeld

Druck

Kallenbach GmbH & Co. KG, Detmold

Bildbearbeitung

Meine Litho Jürgen Otto, Gütersloh

Kontakt

Clemens Wieland
Telefon +49 5241 81-81352
clemens.wieland@bertelsmann.de